



Abend-

Zeitung.

136.

Mittwoch, am 8. Junius 1831.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Beraum. Redacteur: C. G. Th. Wintler [Th. Hell].

Die Abtei Maubuisson.

Nur zuvor, ehe man von Paris aus in der bergigten und unregelmäßig gebauten Stadt Pontoise ankommt, sieht man rechts die Ruinen einer reichen und berühmten Abtei. Es sind die der Abtei Maubuisson, die von der Königin Blanka, der Mutter des heiligen Ludwigs, im Jahre 1246 gestiftet und von ihr zu ihrem Begräbnisorte bestimmt ward.

Die Revolution hat mit ihren gewaltsamen Händen auch dieses alte Kloster zerstört und die Asche der frommen Königin, die es einst erbauen ließ, in die Lüfte zerstreut. Alles, was die Zeit, 5 Jahrhunderte lang, immer sich selbst gleich, in dieser Gegend gesunden hatte, ist seit 40 Jahren gänzlich verändert. Dem stillen Frieden des Klosters ist das Geräusch und die Unruhe einer gewerblichen Thätigkeit gefolgt. Der Park mit seinen düstern, dunklen Bäumen ist ein lachender Küchengarten geworden. Von dem ganzen alten heiligen Gebäude sind nur noch ein in der Luft schwebender Thürbogen, der die Stelle bezeichnet, wo einst die Kirche stand, die unteren Mauern des Klosters, von zierlichen Säulen getragen, die Grundpfeiler der Abtei und die Kellergewölbe übrig geblieben, wohin man die armen Nonnen sperrte, wenn sie von einem Tode zum andern übergingen. Doch ich vergaß noch der sanften Gastfreundlichkeit.

Im Herbst vorigen Jahres war ich zu Maubuisson. Als ich eines Morgens dem Frühstücke der

dortigen Arbeiter beimohnte, fiel es mir zufällig ein, nach dem Monattage zu fragen.

Es ist heute der dreizehnte October! antwortete mir einer.

Der Dreizehnte? — erregnete schnell die Gärtnerin. — O, da wird noch heute die Louisd'or-Dame kommen.

Wer ist diese Louisd'or-Dame? fragte ich nun.

O, mein Herr! — ward mir geantwortet — sie ist jetzt schon sehr alt. Alle Jahre kommt sie am heutigen Tage hier zu Wagen an, wandert dann in den Ruinen umher, bittet mich um Licht und geht zuletzt in das Strafgewölbe, wo sie ziemlich lange bleibt. Beim Fortgehen schenkt sie uns stets einen Louisd'or. Es sollte mich aber nicht wundern, wenn sie in diesem Jahre nicht wieder käme, denn sie sah im vorigen sehr krank aus. Franz mußte ihrem Bedienten helfen, sie in den Ruinen herum zu führen, und als sie aus dem Gewölbe wieder heraus kam, stieß ihr eine Ohnmacht zu.

Das Strafgewölbe ist ein kleiner Keller von drei Fuß Breite und kaum so hoch, daß eine nicht zu lange Dame darin aufrecht stehen kann. Da es zehn Fuß unter der Erde sich befindet, dringt weder Tageslicht, noch Luft hinein. Sonst gelangte man unmittelbar aus dem Wohnzimmer der Abtissin auf einer engen Treppe, von der man noch Spuren findet, hinein. Dort verbüßten die Nonnen, welche der unbeschränkten Gewalt der Abtissin unterworfen waren,

für das Vergehen, im Speisesaale geclaudert zu haben, nicht beim ersten Glockenschlage aufgestanden zu seyn, und andere in den Augen Gottes und vorzüglich des heiligen Bernhard, dessen Regel sie befolgten, unverzeihliche Verbrechen.

Ich hatte wenig auf die Worte der Gärtnerin geachtet; als ich aber von meinem gewöhnlichen Spaziergange zurück kam, fuhr eben ein stattlicher, mit einem Wappen geschmückter Reisewagen in den Hof. Ich begab mich in den Garten und kam dabei an der Thüre vorbei, durch welche man jetzt in das Straßengewölbe gelangt, als ich auf der ersten Stufe derselben eine Dame in Trauerkleidern erblickte. Sie war groß, von edler Haltung, aber ihr Gesicht nicht sowohl durch die Jahre, als durch den Ausdruck tiefen und erneuten Schmerzes gealtert. Sie schwankte sichtlich, ich bot ihr also meinen Arm. Im Augenblicke darauf ward sie ohnmächtig und ich hatte Mühe, sie bis in's Haus zurück zu bringen. Als sie wieder zu sich gekommen war, drang ich in sie, den übrigen Theil des Tages und die Nacht in Maubuisson zuzubringen. Sie willigte endlich ein.

Als ich am andern Morgen in dem Küchengarten mit ihr umherging, sagte sie mir:

Ich danke Ihnen für Ihre gütige Aufmerksamkeit. Könnte ich mich Ihnen doch wieder gefällig bezeigen!

Es wäre unzart, wenn ich Sie um die einzige Gefälligkeit bitten wollte, die ich nicht auszusprechen wage! ergegnete ich.

Unzart? — antwortete sie. — O, ich verstehe. — Der Beweggrund, der mich hierher führt. Nicht wahr? Das ist eine Begebenheit, die bloß meinen Kindern bekannt ist, denn ich erzähle sie nicht gern. — Sie haben jedoch mir so viele Sorgfalt bewiesen — einer alten Frau! — Das ist recht schön von Ihnen. Hören Sie also, da Sie es nun einmal so wollen:

„Ich ward zu Beauvais im Jahre 1770 geboren. Meine Mutter starb, indem sie mir das Leben gab. Mein Vater, ein wackerer Edelmann der Provinz, verheirathete sich bald darauf wieder. Anfangs beschäftigte sich meine Stiefmutter viel mit mir, später aber, als sie selbst Kinder bekam, theilte sie ihre ganze Zeit zwischen diese und ihre Vergnügungen.

„Acht Jahre zählte ich, als mein Vater zum Vormunde eines seiner Neffen ernannt ward, der in wenigen Monaten Vater und Mutter verloren hatte. Mein Cousin wohnte mit bei uns. Die Gleichheit in unsern Ansichten, eine Art uns gemeinschaftlicher

Schweremuth, der dunkle Instinkt unser's Alleinstehens hatten bald das Band einer innigen Kinderfreundschaft um uns geschlungen. Alle Stunden, die nicht unsere, allerdings sehr vernachlässigte Erziehung in Beschlag nahm, brachten wir bei einander zu. Selbst in dem Alter, wo sich diese unschuldige Verbindung in ein anderes Gefühl hätte umwandeln können, fanden unsere Aeltern nichts Arges darin. Sie hatten schon fest beschlossen, daß wir getrennt werden sollten und für immer.

„Kaum war auch mein Cousin 18 Jahre alt, als ihn mein Vater eines Tages rufen ließ, und ihm ankündigte, daß er als Volontair in einem Regimente angestellt sey, das nach Indien abgehen werde, und sich daher auf den nächsten Tag zur Abreise bereit halten solle. Mein Cousin hinterbrachte mir auf der Stelle diese unglückselige Nachricht. Nachdem wir nun viel geweint und uns vergebens zu trösten versucht hatten, umarmte er mich und ließ mich auf mein Gebetbuch schwören, daß ich nie einen Andern, wenigstens nicht vor seiner Rückkehr heirathen wolle. Ich schwor es ihm und am andern Morgen war er fort.

„Auch ich kam nun bald an die Reihe. Eines Tages besuchte mich meine Stiefmutter auf meinem Zimmer, was sie sonst nie zu thun pflegte. Sie unterhielt sich lange Zeit mit mir über das geringe Vermögen meines Vaters und den großen Aufwand für sein Hauswesen. Sie fuhr dann fort, mir zu erklären, daß, da er mir keine Ausstattung geben könne, das Kloster das einzige sey, was sich für meine Herkunft eigne, daß sie die Aebtissin von Maubuisson recht gut kenne, daß ich dort recht wohl aufgenommen würde und kurz, daß dieß der Befehl meines Vaters sey. Dieser Grund war für mich ohne Widerrede und nach acht Tagen besand ich mich in der Abtei Maubuisson.

„In allen Klöstern war es damals Sitte, wenn sich ein Mädchen meldete, das den Schleier nehmen sollte, eine andere Nonne gleichsam an ihr Noviziat zu knüpfen. Dieß war dann eine Freundin, eine stete Begleiterin, die den Auftrag hatte, ihr den Frieden und die Süßigkeit des Klosterlebens in's Schöne auszumalen und zugleich dessen harte Langweile zu verkleiden. Die Gefährtin, die man mir als Freundin zugesellte, nannte man im Kloster Schwester Rosa von der Barmherzigkeit. Keine war mehr als sie, und ohne es selbst zu wollen, zu dieser Art von Berufung geeignet. Neben ihr schienen alle Vorschriften der Klosterregel leicht, mit so vieler Freundlichkeit

übte sie sie aus. Es war ein reizendes Mädchen, das mein Herz lieben wird, so lange es schlägt. Aus einer angesehenen Familie abstammend, war Armuth ihr Beruf zum Kloster gewesen, so wie der meine der Wille meines Vaters. Ihr gelehriger Charakter hatte sich aber sehr bald der Pflicht gefügt. Ihr engelgleiches Gesicht, ihre schönen blauen Augen, ihr gesetztes Benehmen, ja selbst der melodische Ton ihrer Stimme vereinte sich mit ihrer milden, schuldlosen Seele zu einem Ganzen. Hätte man auch das Kloster verabscheut, das, worin man mit ihr leben konnte, hätte doch liebenswürdig geschienen.

„Sie besaß schnell meine Zuneigung, mein volles Vertrauen und schenkte mir dafür ihre Freundschaft. Wir verließen uns fast nie wieder. War ich nicht bei ihr, so dachte ich an meinen Cousin. Was war aus ihm geworden? Sollte ich ihn wiedersehen? Aber der Wille meines Vaters stellte sich wie ein unübersteigliches Hinderniß zwischen ihn und mich. So sah ich denn nicht ohne Bedauern, aber doch nicht eben mit Furcht, den Augenblick nahen, wo ich mein Gelübde ablegen sollte. In drei Monaten sollte es geschehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Baqueiros in Brasilien.

Wichzucht macht in Brasilien einen Hauptnahrungszweig aus. Der Menschenhände gibt es viel zu wenig, als daß man das Land bauen könnte. Besonders das Rindvieh wird daher in großer Menge gezogen. Aber es ist in halb wildem Zustande und die mit seiner Hut beschäftigten Negerhirten, Baqueiros genannt, sind fast eben so roh und unwissend wie ihre Thiere. Man könnte sie lederne Menschen nennen, denn sie sind ganz in Leder gehüllt. Selbst ihr Hut ist von Leder und muß im Nothfalle als Schüssel, Teller, Becher u. s. w. dienen. In dornigen Wildnissen schützt dieser gegen die Muskitos und Wespen Anzug am besten.

Nächst den Rindern hüten sie eben so umherstreichende Pferdeheerden. Das Einfangen der Rinder und Pferde ist aber stets mit großer Gefahr verbunden und nur mit vieler Gewandtheit zu bewerkstelligen, zumal wenn unter so vielen Thieren irgend ein bestimmtes gepackt werden soll. Es geschieht nur mittels einer Schlinge an einem langen Stricke, welche dem Kinde um die Hörner, dem Pferde um den Hals

geworfen wird, wenn es der Baqueiros lange genug verfolgt hat. Oft kostet dieß dem wilden, unbändigen Thiere das Leben.

Ist ein Pferd eingefangen, so setzt sich ein Negerknabe darauf, den man dann mit demselben losläßt. Das Thier schlägt und steigt und rennt wie wüthend umher, ohne daß dieß den Baqueiros irre macht. Er sitzt fest und jagt darauf, bis es matt, zitternd, von Schweiß gebadet, sich endlich in sein Schicksal ergibt und das Recht des Stärkern gewöhnlich für immer anerkennt. Jeder Baqueiros sucht eine Ehre in solchem Ritte. Manchem kostet es allerdings das Leben, aber es wird dieß von dem Herrn der Heerde so wenig geachtet als das eines Thieres. Es ist ja nur ein Negerjunge! denkt und sagt er.

Wie thierisch der Mensch werden kann, zeigen diese Baqueiros am deutlichsten. Tage lang schlafen sie; Essen und Schlafen macht ihr ganzes Leben aus, und ihre ganze Speise ist Mandiockamehl, Milch und gedörrtes Fleisch. Von irgend etwas Anderem wissen sie nichts.

Die Rinder selbst sind dort im Innern Brasiliens spottwohlfeil. Ein großer, schwerer Ochse kostet etwa 3 Thaler; Pferde werden besser bezahlt: 12 bis 18 Thaler. Mancher läßt jedoch ein bis zwei Mal eine Bogada (Heerde) von 150 bis 160 Stück nach der Hauptstadt treiben und hat also immer eine Einnahme von 2 bis 3000 Thlr.

Die großen Triften, wo Pferde und Rinder ihre Nahrung suchen, sehen übrigens malerisch aus. Jeder Stier hält seine Heerde zusammen und wenn ein anderer Stier kommt, gibt es einen harten Kampf. Große Vögel schreiten unter den Heerden herum. Auch Raubthiere brechen oft ein, und sie zu verschrecken, zu tödten, setzt den Muth der Baqueiros oft sehr auf die Probe. Große, starke Hunde stehen ihnen zwar in solchem Kampfe bei, allein nicht immer, ohne daß der Hirte gefährliche Verwundungen davon trägt.

— r.

Dreisybler.

Die Ersten sind als furchtsam bekannt,
Nach der Dritten mißt man Menschen und Land.
Das Ganze, zwar leicht, wie die Ersten sind,
Bethört dennoch manch liebliches Kind.

E. Richter.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Karlsruhe.

(Fortsetzung.)

Katholiken, Protestanten und mosaische Glaubensgenossen, Jesuiten *senza roba* und Pietisten; Fräuleins und Kammerjofchen, Baroninnen und Rähmamsells; Offiziere und Civilisten; adelige Junker und Handwerksbursche waren hier versammelt, und die vielen Bänke und Stühle, die weiten Gänge und geräumigen Hallen konnten die gläubige oder schau- und hörlustige Menge fast nicht aufnehmen, die sich in dem Tempel sammelten. Das Auferstehungsfest versammelte eine gleich große Menschenmenge in der katholischen Kirche, woselbst von den Herren Haininger, Reichel, Uetz und Maierhofer eine Messe vom Musikdirector Brandel gesungen wurde. Die eben so einfache als höchst erareisende Composition mußte die Zuhörer in eine andächtige Stimmung versetzen, als sie vielleicht die schönste Rede nicht hervorgebracht haben würde. Nach dem Ritus der Messe ist der Gesang in verschiedene Absätze eingetheilt, die an jedem Schlusse gleich einer sanften Kecksharse verhalten. — Ohne für die Wirkung berechnet zu seyn, machte die herrliche Composition einen unbeschreiblichen Eindruck auf die zur Andacht gestimmte Versammlung, die von hoher Bewunderung für den genialen Tonsetzer durchdrungen, innig ergriffen und erbaut des Tempels heilige Hallen verließ. Dem Einsender wird der tiefe Eindruck, welchen die herrliche Composition auf ihn gemacht, wegen eines höchst anziehenden Anblickes unvergänglich bleiben.

In dem wogenden Menschengewühle erblickte ich unweit von mir einen Mann von weniger als mittler Größe. Die gebleichten Haare konnten seine freie Stirn nicht bedecken, doch sprühten, ungeachtet er schon sieben Decennien auf der Erde waltet, die Funken eines lebendigen Feuers aus seinem Auge. In tiefer Andacht versunken schien sein Ohr mit Wohlgefallen den bekannten Klängen zu lauschen und eine innige, tief empfundene Rührung war in seinen Blicken nicht zu verkennen. Es war der Tonsetzer, dem an seinem 77igsten Geburtstage die Freude zu Theil wurde, sein jüngstes Meisterwerk meisterhaft ausgeführt zu hören. Möge der freundliche Kreis, in dessen Compositionen sich noch ein jugendliches Feuer mit reicher Phantasie paart, uns recht lange noch durch ähnliche Meisterwerke erfreuen. —

Die Wintervergnügungen im Museum, welche bis nach den Osterfeiertagen dauerten, wurden mit einem Concerte geschlossen. Abwechselnd hatten in jeder Woche Bälle, Concerte und gesellschaftliche Abendunterhaltungen Statt gefunden, wovon die ersteren einige Male durch die hohe Gegenwart J. J. K. K. H. H. des Großherzogs und der Frau Großherzogin beehrt wurden. Eine Art von geselliaem Vergnügen, über welches seit mehreren Jahren das Anathema ausgesprochen war, hat uns der diesjährige Fasching gebracht. Im Museum wurde ein glänzender Maskenball gegeben, der eine zahlreiche Menschenmenge herbeizog, die in dem geräumigen Lokale kaum im Stande war, sich frei bewegen zu können. Bei der Ungewohntheit des Maskirens war es nicht zu verwundern, daß die meisten Masken eine gewisse Befangenheit zeigten und in ihre

angenehmen Charakter sich nicht recht zu finden wußten. Die allgemeine Theilnahme, die sich unter den Mitgliedern des Museums für dieses Vergnügen ausgesprochen hat, läßt übrigens erwarten, daß die Commission die Wünsche der Gesellschaft beachten und im folgenden Winter einige Maskenbälle geben werde. Denn einen besonderen Reiz muß es gewähren, unter der Maske seine Meinung frei und unumwunden gegen Jedermann auszusprechen zu dürfen, weil die freie Gedankenäußerung im gewöhnlichen Leben schon lange verpönt ist und schlichte Wahrheit und Natürlichkeit durch Verstellungskunst und Grimasse verdrängt sind.

Die Museum-Concerte, deren wir in unsern früheren Berichten bereits erwähnt haben, waren immer sehr zahlreich besucht und in der Regel recht gut arrangirt, was wir dem unermüdeten Eifer des Herrn Kapellmeisters Strauß verdanken.

Eines ungetheilten Beifalles erfreute sich das letzte Concert, in welchem den Museum-Mitgliedern das seltene Vergnügen zu Theil wurde, einige ausgezeichnete Dilettanten zu bewundern. Um so freundlicher mußte solches überraschen, weil die hiesigen Kunstliebhaber, eine gewisse Scheu vor jedem öffentlichen Auftreten zeigend, längere Zeit schon abgeneigt scheinen, ihr Licht vor den Leuten leuchten zu lassen. Schonungslose Urtheile, Verleumdungen mit den Mitgliedern unserer Bühne und mitunter auch fade Witzereien waren die Ursache dieses Zurückziehens, wodurch das Publikum schon mehre Jahre einen schönen Kunstgenuss entbehren mußte. Dank sey dem Kunstfreunde, welcher diese Scheu zu bekämpfen und die Dilettanten zu bewegen wußte, durch ihre gefällige Mitwirkung das letzte Concert auf eine so freundliche Weise zu verschönen, daß von solchem mit Recht gesagt werden kann: „Finis coronat opus.“

Außer den mit raschem Zusammengreifen ausgeführten Ouverturen von Feska und Fränzel und einer Symphonie von Mozart, wurde ein Sextett von Beethoven durch die ausgezeichnetsten Mitglieder unsers Orchesters sehr brav executirt. Herr Haininger trug eine große Bravour-Arie von Rossini mit gewohnter Virtuosität vor und sang mit den Herren Reichel, Uetz und Schütz ein großes Vocalquartett ohne Instrumental-Begleitung.

Von den Dilettanten, welche uns durch ihre gefällige Mitwirkung freudig überraschten, trug Hr. Stiervert ein Divertissement für die Flöte mit vielem Beifalle vor. Mit einem angenehmen Tone verbindet derselbe eine bei Kunstliebhabern seltene Fertigkeit. Hr. Wenz sang ein Lied mit Clavier-Begleitung und sprach durch den Wohlklang seiner kräftigen Bassbariton-Stimme allgemein an. Eine höchst überraschende Erscheinung war aber für die Zuhörer Fräulein Schrickel, welche die Gefälligkeit hatte, eine Cavatine von Carl Maria v. Weber vorzutragen. Die jugendliche Dilettantin hat von der Natur eine Stimme erhalten, wie man sie nur selten auf dem Theater findet und solche außer einer Scheckner wenige Sängerinnen besitzen. Ihre bezaubernden Töne sind voll des reinsten Metalles, dabei hat ihre umfangreiche, wohlklingende Stimme eine außerordentliche Fülle und natürliche Biegsamkeit.

(Der Beschluß folgt.)